

Andreas MAILATH-POKORNY

**Antrittsrede
als Rektor der MUK
Musik und Kunst Privatuniversität der Stadt Wien**

5. März 2019, MUK.theater

Vor etwas weniger als 400 Jahren — Sie sehen, ich hole aus — ist in Frankreich ein Büchlein herausgekommen, eine Publikation, die sich mit Wissenschaftsmethoden auseinandergesetzt hat.¹ Das Buch war schmal, weil der Autor in der Zeit nach Galilei nicht wirklich wagte, seine Gedanken in Gesamtheit zu veröffentlichen. Aber es fand sich ein Satz darin, ein Relativsatz bloß, mit fünf Worten, der für das Geistesleben insgesamt eine solch ungeheure Sprengkraft entwickelte, dass er später nachgerade sprichwörtlich geworden ist. Er wurde von einem jungen Franzosen verfasst, der sich als Söldner in der Mitte des 30jährigen Krieges auf katholischer Seite verdingt und 1637 seine Auseinandersetzung mit der Scholastik niedergeschrieben hat. Sein Name: René Descartes. Dieser Satz lautete in der Originalversion „Je pense, que ja sois“, wurde später in der lateinischen Version berühmt und zu einem Kernsatz der europäischen Aufklärung: „Cogito, ergo sum“ — „Ich denke, also bin ich“. In der eigentlichen — für mich jedenfalls — sinnvolleren Übersetzung: „Ich zweifle, also bin ich.“ Der Satz wurde in einer Zeit geschrieben, in der sich Europa in einem noch nie dagewesenen Vernichtungskrieg befand. Der halbe Kontinent war verwüstet. Und doch war es gleichzeitig der Beginn eines komplett neuen Denkens. Eines Denkens, das sich darauf bezog, die Rolle des Menschen als zweifelndes, forschendes und hinterfragendes Individuum neu zu definieren. Das war etwas grundsätzlich Neues. Damit hat sich ein neues Bewusstsein des Menschen, ein neues Selbstbewusstsein dahingehend eröffnet, Dinge nicht einfach zu akzeptieren, weil sie vorgegeben waren, sondern Vorgegebenes zu hinterfragen, zu falsifizieren und damit die Grundlegungen des neuzeitlichen Fortschritts zu erarbeiten. In der Wissenschaft, in der Technik und in der Philosophie. Cogito, ergo sum: Ich zweifle, also bin ich. Ich hinterfrage, also bin ich. Ich nehme Dinge nicht einfach auf, unkritisch, sondern ich denke noch einmal nach.

Eigentlich sollte dieser Satz über den Eingängen aller Universitäten stehen. Als Hinweis auf jene neue Form des Selbstbewusstseins und des neuzeitlichen Menschenbildes, das bis heute prägend ist. Schließlich ist damit eingetreten, was Kant 100 Jahre später als den „Aufbruch des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ bezeichnet hat. Also die Aufklärung!

¹ Descartes, René: Von der Methode, Hamburg, 1960.

Ich erwähne das alles deshalb, weil wir heute wiederum vor der „Verteidigung der Aufklärung“ stehen, um den Titel eines gerade aktuellen Buches des Philosophen Steven Pinker² zu erwähnen. Der Gebrauch des eigenen Verstandes, der Vernunft, basierend auf Fakten, mit den Mitteln der Rationalität, bleibt essentiell für die Weiterentwicklung der Menschheit.

In diesem Sinn begrüße ich Sie an der Musik und Kunst Privatuniversität der Stadt Wien (MUK). Als ehemaliges Konservatorium sind wir nun seit bald eineinhalb Jahrzehnten Universität. Und zwar eine der Stadt Wien. Eine Universität im mittlerweile sehr großen Reigen der Universitäten, der sich in Wien spannt — 20, hoffentlich bald 21: Die Central European University ja steht buchstäblich vor der Tür. Wir würden uns alle sehr freuen, auch diese Universität in Wien begrüßen zu können und ich bin überzeugt, dass die Wiener Stadtregierung die Bemühungen dazu erfolgreich fortsetzt. Erfreulich ist auch, dass die österreichische Bundesregierung dieses Vorhaben zu unterstützen scheint. Gleichwohl bleibt unverständlich, warum sich die gleiche Bundesregierung nicht fragt, warum die Central European University nach Wien ausweichen muss. Sie müsste wohl ihre Haltung dem ungarischen Ministerpräsidenten gegenüber ändern. Die Einladung an die CEU ist die eines weltoffenen Wiens und von den BürgermeisterInnen Häupl und Ludwig ausgesprochen. Durch ihre Bemühungen der letzten Jahrzehnte ist etwas Bedeutendes gelungen. Wissenschaft als einen integrativen Bestandteil der Stadt zu sehen und Wien als Wissensstandort zu etablieren. Die österreichische Bundeshauptstadt ist ja heute die größte Universitätsstadt im deutschsprachigen Raum. Größer — was die Studierendenanzahl anbelangt — als das einwohnermäßig doppelt so große Berlin. Das ist eine bedeutende Weiterentwicklung für diese sonst so traditionelle Kulturstadt. Jede/r zehnte BewohnerIn, ist eine Studentin bzw. ein Student. Und wenn man all die dazuzählt, die die scientific community bilden, ist die Zahl noch größer. Der Anteil der Studierenden an den 18- bis 26-Jährigen beträgt überhaupt 50 Prozent — das ist beeindruckend. Also: Die MUK ist ein sehr kleiner, aber bedeutender Bestandteil des Universitätsstandortes Wien, unverzichtbar als Ausbildungsort für MusikerInnen, SängerInnen, SchauspielerInnen und TänzerInnen.

„Universität“ ist ein Begriff aus dem Lateinischen: universitas bedeutet Gesamtheit, aber auch Gemeinschaft. Die Gesamtheit aller Wissenschaftsbereiche und die Gemeinschaft der Lehrenden und der Lernenden. Das klingt so ganz selbstverständlich, ist es aber nicht. Die Gemeinschaft der Lehrenden und der Lernenden (universitas magistrorum et scholarium), das heißt ja nicht mehr und nicht weniger als dass das, was wir wissen, weitergegeben werden soll. Dass es eine Gemeinschaft gibt, zwischen denen, die das Wissen haben und denen, die es noch nicht haben. Dass wir darauf bauen können, dass das gesamte Wissen, das wir erarbeitet haben, auch bestmöglich, nämlich akademisch, weitergegeben wird an die Studierenden. Auch das bedeutet universitas.

Aber vor allem bedeutet universitas „die Gesamtheit des Wissens“ (universitas litterarum) — und das scheinen wir heute oft zu vergessen, nicht nur in einer Gesellschaft, die so oder so arbeitsteilig und daher besonders spezialisiert ist, sondern auch innerhalb des Universitätswesens. Universitäten werden immer spezialisierter. Einer der Jahresregenten des Jahres 2019 ist Alexander von Humboldt, vor 250 Jahren geboren: Alexander von Humboldt ist — gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm, dem großen Bildungsreformer — der Repräsentant der europäisch-abendländischen Kultur schlechthin, für den gegolten hat: „Alles ist Wechselwirkung, alles hängt miteinander zusammen“.³

Häufig ist die Rede von einer immer rasanteren Steigerung der Wissensproduktion. So hat man vor 100 Jahren angenommen, dass sich das Wissen alle 100 Jahre verdoppelt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man gedacht, dass sich das Wissen alle 25 Jahre

² Pinker, Steven: Aufklärung jetzt, Frankfurt, 2018.

³ von Humboldt, Alexander: Tagebücher der amerikanischen Reise IX, nach Digitalisierte Sammlungen der Staatsbibliothek Berlin.

verdoppelt. Heute sind wir soweit, dass sich das Wissen alle 13 Monate verdoppelt.⁴ Das globale Wissen verdoppelt sich also jährlich. Wo soll das hinführen? Wie können wir das verarbeiten? Vor allem aber: Wem nützt das? Spezialisierung nützt wohl am ehesten herrschenden Interessen.

Deshalb ist es so wichtig, dass wir diesen Begriff der universitas nicht vergessen, also das Verständnis von Gesamtheit: Alles steht miteinander in Wechselbeziehung und das Entscheidende ist, die Übersicht zu bewahren, die Zusammenhänge zu erkennen. Genau das halte ich für eine eminent wichtige Aufgabe von Universitäten. So wichtig es ist, uns in Einzelbereichen zu spezialisieren, sei es jetzt hier in der Musik, sei es in allen anderen Fächern, so notwendig die Mehrung des Spezialwissens ist, dürfen wir doch nicht vergessen, dass wir unsere Studierenden auch dazu anhalten, die Gesamtheit zu sehen, sich darin auszukennen und sich zu orientieren. Das ist, was ich unter Universität verstehe und dazu kann eine doch sehr spezialisierte Universität wie diese hier einen wichtigen Beitrag leisten: Ihr Fachwissen mit anderen in Beziehung zu setzen.

Kürzlich konnte man lesen⁵ – und ich konnte das bei einem Besuch in Kalifornien auch feststellen: Im hochspezialisierten Silicon Valley schicken die leitenden Angestellten ihre Kinder nicht mehr in Schulen, wo sie sozusagen das digitale Einmaleins lernen, sondern – ganz im Gegenteil! – die Kinder der Elite des Silicon Valley werden in Schulen geschickt, an denen es kein Handy und kein Tablet gibt. Weil diese Eliten genau das Gegenteil von dem wollen, was Bildungssysteme hierzulande anstreben: die komplette Digitalisierung. Zuwandererkinder im Silicon Valley lernen digitale Grundkenntnisse. Die Kinder der Eliten aber lernen Zusammenhänge. Das mag verwundern, erscheint beim zweiten Hinsehen aber logisch. Gerade auch für die digitalen Eliten geht es um die Zusammenhänge. Es geht um Interdisziplinarität und es geht darum, dass man erworbenes Wissen auch bestmöglich nutzen kann. Und da bin ich wieder beim humanistisch-aufklärerischen Ansatz: Das Wissen, über das wir verfügen, sollte dem Wohlergehen der Menschen dienen und sich nicht dem Profitdenken unterordnen müssen. Dort wie hier geht es also um diese Gesamtheit und um den Überblick – zum einen.

Zum anderen um die Kunst. Wir sind schließlich Kunstuni. Hervorgegangen aus den Musikschulen, aus dem Konservatorium mit erfahrenen Lehrenden, ambitionierten Studierenden und erfolgreichen Alumni. Und doch heißt es immer wieder aufs Neue zu beginnen, mit der Fragestellung, die seit langem drängt, nämlich „Was ist Kunst und was ist Wissenschaft?“ In der Tat ist das für uns eine der spannendsten Herausforderungen: Was kann die Kunst zur Wissenschaft beitragen? Was kann die Kunst zur gesellschaftlichen Entwicklung beitragen? Und: Was kann Wissenschaft zur Kunst beitragen?

Dafür hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten ein Begriff entwickelt, nämlich künstlerische Forschung, artistic research. Die inhaltliche Ausgestaltung dieses Terminus füllt zwischenzeitlich Bibliotheken, am ehesten können wir darunter wohl eine Wissenschaftstheorie verstehen, die künstlerische Verfahrensweisen als Diskussionsprozesse sieht, die Erkenntnisse erzeugen. Analog eben zu den etablierten Wissenschaften.

„Künstlerische Forschung arbeitet nicht mit Daten oder Begriffen, sondern mit Bildern, Klängen oder Handlungen, die so arrangiert werden, dass durch den Prozess der Gestaltung eine Einsicht gewonnen wird.“ (Anke Haarmann)⁶

Man sieht, Definitionen sind das eine, der Hinweis auf eine kunsthistorische Persönlichkeit, die als das bedeutendste Universalgenie in die Geschichte eingegangen ist, macht es aber

⁴ Bast, Gerald: ARIS, zitiert nach: Der Standard, 17. April 2015.

Vgl. dazu: Stuhlhofer, Franz: Grundlegung einer Wissensmessung, Wiley Online Library, 2018.

⁵ Mayer, Michael: in: Der Standard, K10, 2. Februar 2019.

⁶ Haarmann, Anke, zitiert in: www.derstandard.at, 17. April 2015.

noch klarer: Leonardo da Vinci hat wie keiner vor oder nach ihm Kunst und Wissenschaft vereint. Sigmund Freud beschrieb ihn in seinem Büchlein „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“ (1910): „Er glich einem Menschen, der in der Finsternis zu früh erwacht war, während die anderen noch alle schliefen.“

Da Vinci war Maler, Bildhauer, Architekt, Anatom, Mechaniker, Ingenieur, Naturphilosoph, und diese Aufzählung ist unvollständig. Ein künstlerischer Forscher, ein forschender Künstler.

In ihm, mit seinem Werk, hat sich in einer sehr frühen Verfasstheit Kunst und Wissenschaft vereinigt. Niemand wäre damals auf die Idee gekommen zu hinterfragen, ob das jetzt Kunst oder Wissenschaft gewesen sei. Diese Trennung hat sich erst über die Jahrhunderte fälschlicherweise eingebürgert.

So ist auch heute die Herausforderung jeder Kunstuniversität, die Suche nach der Gesamtheit nicht aufzugeben. In Wien gibt es im Übrigen ausgezeichnete Kunstuniversitäten, die im internationalen Vergleich hervorragend abschneiden. Ihre Aufgabe besteht darin, diese Gesamtheit zu ermöglichen, diesen Beitrag, den Kunst für eine Weiterentwicklung im Technischen und im Gesellschaftlichen leisten kann, zu erforschen.

Das alles geht aber nicht ohne Freiheit in der Kunst! Erst kürzlich hat der amerikanische Präsident Donald Trump „Redefreiheit an amerikanischen Universitäten“ gefordert. Das mag aus dem Mund eines Mannes sonderbar klingen, für den Redefreiheit häufig mit „Fake News“ verbunden war.

Konservative Inhalte dürften an den amerikanischen Universitäten – unabhängig von ihrer Qualität – nicht zurückgewiesen werden, widrigenfalls es kein öffentliches Geld gäbe⁷. Das klingt nach Zensur, jedenfalls aber nach politischem Einfluss.

Freiheit der Kunst ist essentiell für jede Universität, Freiheit der Kunst ist essentiell, um überhaupt Wissenschaft unbeeinflusst entwickeln zu können und erfordert aber auch, dass wir als Universitäten dafür eintreten müssen. Wer soll es sonst tun, wenn nicht jene Institutionen, die unmittelbar davon leben. Die Universitäten mit ihren intellektuellen Kapazitäten können Entwicklungen entgegentreten, die in der Politik überhand nehmen: Das Arbeiten mit Angst, das Arbeiten mit Irrationalitäten. Dem sind die Werte der Aufklärung entgegenzuhalten!

Ein Drittes ist die Tatsache, dass die MUK die einzige Uni der Stadt Wien ist. Universität der Stadt Wien bedeutet, dass die MUK eine öffentliche Universität ist, anders als ihre Bezeichnung vermuten lässt. Wir sind Privatuniversität deshalb, weil wir der Gesetzeslage entsprechen müssen, wonach alle Unis, die keine staatlichen sind, sich nur über das Privatuniversitätengesetz akkreditieren lassen dürfen (unabhängig von ihrer Finanzierung). Die MUK ist aber öffentlich finanziert und damit ergibt sich selbstverständlich eine öffentliche Verantwortung. Öffentlich heißt, dass wir vom Steuergeld aller leben. Das führt zu einem Umverteilungseffekt, weil die Besserverdienenden mehr beitragen als die weniger Vermögenden, was ich für richtig halte. Die MUK wird öffentlich kontrolliert und ist demokratisch legitimiert, weil sie letztendlich ihre Förderung nur bekommt, wenn sie der Wiener Gemeinderat beschließt. Dieses System ist, aus meiner Sicht jedenfalls, einem System vorzuziehen, das Bildungseinrichtungen ausschließlich privat finanziert.

Öffentliche Verantwortung bedeutet natürlich auch einen öffentlichen Auftrag für uns als Universität, anders als in privaten Systemen. Nehmen wir wiederum Amerika, nehmen wir wiederum das Silicon Valley, nehmen wir eine der ganz großen, berühmten Universitäten, die Stanford University. Wie wird sie finanziert? Die Stanford University hat ein Jahresbudget, das um 1/5 höher ist als das gesamte österreichische Wissenschaftsbudget: 5,5 Milliarden Euro. Daneben verfügt die Stanford University noch über Liegenschaften im Gegenwert von ca. 130 Milliarden Dollar und über ein Endowment von ca. 30 Milliarden Dollar. Wenn Sie

⁷ vgl.: www.orf.at, 3. März 2019

fragen, wie sich das Jahresbudget zusammensetzt, so stammen 1/5 des Budgets aus Studienbeiträgen, 1/5 aus dem Endowment (Stiftung), 1/5 aus Drittmitteln und der große Rest, also 2/5 – und das gilt für viele andere große amerikanische Universitäten auch – direkt oder indirekt aus dem Verteidigungsministerium.⁸

Die Frage ist daher berechtigt: Wer formuliert das Erkenntnisinteresse an einer solchen Universität? Wer bestimmt, was geforscht wird? Wer entscheidet, warum etwas geforscht wird? Ich behaupte: Das deklariert öffentlich finanzierte System ist besser, weil kontrollierbar, weil legitimiert, weil in der Gesellschaft verankert. Nota bene sind die Beiträge des Verteidigungsministeriums keine privaten, es handelt sich um öffentliches Geld, also sind die Begriffe „privat“ und „öffentlich“ oftmals verschwimmend.

Wir bekennen uns also dazu, dass wir eine Universität der Stadt Wien sind, wir bekennen uns auch dazu, dass wir eine Universität sind, die der Öffentlichkeit Rechenschaft abzugeben hat und wir müssen unsere Interessen, das Erkenntnisinteresse, das wir formulieren, selbstverständlich offenlegen. Und noch ein kleiner Seitensatz zum Thema Innovation, weil immer wieder behauptet wird, der private Bereich, die privaten Unternehmen und private Universitäten seien Innovationstreiber. Seit den bahnbrechenden Erkenntnissen von Mariana Mazzucato⁹ wissen wir, dass wesentliche Grundlagenforschung häufig öffentlich finanziert wird. Das beste Beispiel ist ja mittlerweile allgemein bekannt, nämlich das iPhone, das in Wahrheit ein Marketingerfolg von Apple ist: Wesentliche Bestandteile dieses Geräts sind aufgrund von öffentlicher Grundlagenforschung entstanden. Die Privatisierung der Gewinne und die Vergesellschaftung der Schulden für Investitionen sind also durchaus geläufiges Muster. Das sollte man nicht vergessen, wenn man über die Frage debattiert, wo und auf welche Weise Innovationen entstehen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Der Standort Wien ist auch ganz essentiell für uns. Wir sind Teil dieser Stadt, ja, wir tragen gerne dazu bei, dass diese Stadt zum wiederholten Male zur lebenswertesten Stadt der Welt gekürt wurde! Das hat auch mit der internationalen und der scientific community zu tun, mit einer „kreativen Klasse“ (Richard Florida)¹⁰, die Wien als zeitgenössisches und innovatives Gemeinwesen weit über jene Rolle als an Traditionen reiche Metropole attraktiv macht. Gute Luft gibt es in Vancouver auch, der öffentliche Verkehr funktioniert in Zürich perfekt, diese Mischung aus imperialer Geschichte, höfischem Gestus, egalitärem Anspruch, lässigem Selbstbewusstsein und künstlerisch-wissenschaftlicher Neugier macht Wien allerdings besonders. Drei Opernhäuser von Weltrang, mehrere Spitzenorchester, die größte deutschsprachige Bühne und 20 Hochschulen zeugen von einem hohen kulturellen Anspruch.

Viertens: Wir sind eine vielfältige Universität, diversity ist ganz ganz wichtig – ein Drittel unserer Studierenden kommt aus Österreich, ein Drittel aus Europa und ein Drittel aus dem Rest der Welt – hauptsächlich Asien, aber auch Amerika. Und wir leben diese Vielfalt, wir leben diese Vielfalt gerne und für uns ist diese Vielfalt Bereicherung. Vielfalt ist Reichtum und nicht Bedrohung! Dennoch scheint uns die österreichische Bundesregierung das Gegenteil weismachen zu wollen. Immer wieder kommen an Unis berechnete Klagen auf, dass die immer schärferen Fremden Gesetze beeinträchtigend sind für den kulturellen, den wissenschaftlichen und den persönlichen Austausch. Eine der großartigsten Erfindungen der Europäischen Union ist Erasmus, der weltweit größte Austausch von Lehrenden und Studierenden, der auf eine wunderbare Art und Weise selbstverständlich funktioniert und zu diesem großartigen und grenzenlosen Friedensprojekt Europa wesentlich beiträgt.

Gerade sind wir dabei, aus, wie ich meine, sehr niederen politischen Gründen diese Grenzen wieder aufzuziehen. Dabei geht es nicht nur um die vergleichsweise Nebensächlichkeit, dass

⁸ Mayer, Michael: in: Der Standard, K10, 23. Februar 2019.

⁹ Mazzucato, Mariana: Das Kapitel des Staates, München, 2011.

¹⁰ Florida, Richard: The Rise of the Creative Class, New York, 2002.

sich auf dem Grenzübergang Walserberg wieder Staus bilden, sondern diese Gesetze und die zugrundeliegende Geisteshaltung schaffen große Hindernisse im täglichen Umgang mit ausländischen Studierenden und Lehrenden. Wissenschaft und Kunst sind grenzenlos, sind international und so braucht eine Universität diesen Austausch – restriktive Einwanderungsgesetze behindern ihn. Das ist kurzsichtig, innovationsfeindlich und rückwärtsgewandt.

Derzeit geht viel verloren an Wissensaustausch, an Wissenstransfer und an Teilung von Wissen. Wissen ist aber der einzige Rohstoff, der durch Teilung mehr wird. Und wir versuchen das gerade bestmöglich zu verhindern, indem wir wieder Grenzen errichten. Auch daran muss man diese Bundesregierung bei nüchterner Betrachtung messen.

Last, but not least, meine Damen und Herren – wohin wollen wir?

Wir wollen die Exzellenz an dieser Universität ausbauen, wir wollen unsere Stärken stärken und wir wollen unsere Schwächen abbauen. Schließlich geht es darum, unsere Alleinstellungsmerkmale nicht nur zu definieren, sondern auch selbstbewusst darzustellen.

Wir sind in einem guten, kreativen und konstruktiven Wettbewerb mit den anderen Spitzeninstituten hier in der Stadt. Wettbewerb belebt das Geschäft, also müssen wir unsere Alleinstellungsmerkmale ausbauen, wir sind eine Wiener Universität, ich wiederhole es, daher sind alle Vorhaben, die mit Wien zusammenhängen, solche, die unsere Aufmerksamkeit verdienen, das Wiener Lied zum Beispiel. Wir lehren hervorragend Tanz, Wien ist schließlich Tanzmetropole. Das Gleiche gilt für Musical, für viele Einzelinstrumente, die nur hier gelehrt werden, wie zum Beispiel das Akkordeon. Wir wollen die künstlerische Forschung ausbauen, wir sind inklusiv und nachhaltig und wir müssen Gleichbehandlung auch tatsächlich leben. Wir haben eine gute Geschlechteraufteilung bei den Studierenden, wir haben eine gute Aufteilung in den Spitzenpositionen, im Mittelbau müssen wir besser werden. Wir werden uns um Employability (Beschäftigungsfähigkeit) der Studierenden kümmern, das heißt, dass es für die Studierenden nicht mehr darum geht, in klassischen Career Centers illusorische Karrieremuster vermittelt zu bekommen. Geradlinige Karrieren gibt es nicht mehr, nicht einmal im Staatsdienst (und das will was heißen), „Karrieren“ sind mittlerweile kaum mehr planbar. Jetzt geht es darum, die Studierenden in die Lage zu versetzen, sich in einem sehr schwierigen Arbeitsmarkt bewegen zu können, der aber gleichzeitig voller Chancen ist.

Wir müssen uns neuer Themen annehmen, wenn man z.B. weiß, dass Gaming die mittlerweile am meisten gepflogene Kulturform der Welt ist, dann können wir auch davor nicht die Augen verschließen.

Schließlich: Wir müssen wissen, woher wir kommen, um entscheiden zu können, wohin wir gehen.

Wir werden deshalb die Geschichte dieser Universität aufarbeiten und ihrer Vorgängerinstitute, wir alle sollten über das Schicksal derjenigen Studierenden und Lehrenden wissen, die in den Jahren '38 bis '45 vertrieben oder ermordet wurden. Dieses ist ein historisches Gebäude, hier hat einer der beiden Stürme der Nazis im Juli 1934 stattgefunden, einer bekanntlich im Bundeskanzleramt, der andere hier auf die RAVAG¹¹. Erinnerung ist nicht nur eine moralische Verpflichtung, es ist eine zivilisatorische Errungenschaft, ohne die keine Einrichtung zukunftsfähig ist.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich komme zum Schluss: Ich bedanke mich dafür, dass Sie uns, und auch mir, Ihre Zeit geschenkt haben, ich bedanke mich sehr für die freundliche Aufnahme hier am Haus während des letzten halben Jahres, ich bedanke mich und freue mich auf eine sehr gute Zusammenarbeit, im Übrigen auch mit der zukünftigen

¹¹ RAVAG: Radio Verkehrs AG, Vorläufer des ORF.

Vizerektorin, die ich herzlich begrüße, Frau Dr. Rosemarie Brucher, die heute hier ist, und ich bedanke mich für Ihre Zuneigung und Ihr Interesse, tragen Sie es auch hinaus.

Lassen Sie mich mit einer ganz kleinen Geschichte schließen, die uns an den Anfang meiner Ausführungen zurückführt. Vor ein paar Tagen ist eine Studentin aus China zu mir gekommen, aus Shanghai, 19 Jahre jung, seit zwei Jahren hier Studierende für Schlagwerk, und wir haben uns unterhalten und am Ende des Gespräches hab ich sie gefragt: Wenn Sie jetzt nach Shanghai zurückfahren, was nehmen Sie mit, was haben Sie gelernt? Nach kurzem Nachdenken kam die Antwort: Selbstbewusstsein. Wir erinnern uns: Der Aufbruch des Menschen aus seiner Unmündigkeit.

Wenn es das ist, was wir den jungen Menschen mitgeben können, dann haben wir viel erreicht.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!